

Wirtschaftspolitik

Genosse für die Bosse

SPIEGEL-Redakteurin Elisabeth Niejahr über den SPD-Wirtschaftspolitiker Gerhard Schröder



WDR / K. GOERGEN

Schröder, Schröder-Puppe*: „Wo er Macht spürt, paßt er sich an“

Im stickigen Restaurant der Münchner Messe ist kein Stuhl mehr frei. Etwa 150 SPD-Mitglieder schwitzen, lauschen und warten auf den großen Krach.

Antreten sollen Gerhard Schröder, der Möchtegern-Wirtschaftsminister der Sozialdemokraten, und Heinrich von Pierer, der Vorstandschef des Elektrokonzerns Siemens. Der frechste Ministerpräsident der SPD gemeinsam mit dem Kerntechnik-Produzenten und Kanzler-Vertrauten auf einem Podium – da hoffen die Zuschauer auf Krawall.

Umsonst, die Herren mögen nicht. Kernkraft-Befürworter seien „bloß irrende, aber keine bösen Menschen“, schnurrt Schröder. Abends beim Bier könne er sich bestimmt mit Schröder über die Zukunft der Kernenergie verständigen, bekennt Pierer.

Er sitze zudem „nicht ständig auf dem Schoß des Bundeskanzlers“. Und Schröder sei „bestimmt ein guter Wirtschafts-

minister“, falls die SPD mal regieren sollte, findet Pierer: „Mit dem kann man schließlich reden.“

Der Gelobte räkelt sich, streift das Jackett ab, bestellt ein Weizenbier und genießt die Schmeicheleien. Schröder als Hort der SPD-Wirtschaftskompetenz, als begehrter Partner der Konzernlenker, als Genosse für die Bosse eben – so sieht sich der niedersächsische Ministerpräsident am liebsten.

Daß er gleichzeitig Parteichef Rudolf Scharping drängt, sich endlich auf eine von vielen Unternehmern gefürchtete Koalition mit den Grünen festzulegen, ist für ihn kein Widerspruch. Gegen die Wirtschaft kann es keine rot-grüne Bundesregierung geben, also braucht die SPD gerade jetzt das Vertrauen der Chefs – das ist Schröders Botschaft.

Mühsam hat sich der ehemalige Jusos-Chef in die Wirtschaftsthemen eingearbeitet. Viel hat er durch seine Arbeit im Aufsichtsrat des Volkswagen-Konzerns gelernt, an dem das Land mit 20 Prozent beteiligt ist. Der Rest, sagt er,

„war learning by doing“.

Seine neue Wirtschaftsrolle genießt er, auch wenn die hannoversche Opposition schon über den „Champagner-Sozialisten“ lästert. So läßt sich vieles rechtfertigen, was er ohnehin im Sinn hat: Stänkereien gegen Scharping etwa oder die massive Unterstützung für Volkswagen, den größten Arbeitgeber seines Bundeslandes.

Wer grüne Umweltpolitik in Bonn will, muß nach Schröders Logik erst mal seine Attacken gegen ein allgemeines Tempolimit, eine strenge Ozonverordnung und höhere Benzpreise erdulden.



Autofan Schröder

* Sie wurde ihm am 2. Juli von der ZAK-Redaktion des WDR überreicht.

Wer eine gewerkschaftsfreundliche SPD-Regierung in Bonn wünscht, muß schlucken, daß Schröder den Samstag als Regulararbeitstag fordert. „Ohne Wirtschaftskompetenz“, tönt Schröder, „haben wir keine Chance.“

Wer sich als Mann der Wirtschaft profilieren will, muß nach Schröders Überzeugung unbedingt regieren. Falls aus Rot-Grün in Bonn schließlich doch nichts wird, sieht er die SPD schon in einer Großen Koalition, um die angestrebte Kompetenz zu erwerben. Rot-Grün folgt dann auf Schwarz-Rot. Für diesen Weg zur Macht – schnurgerade, wenn möglich, verschlungen, wenn nötig – ist Schröder der beste Mann, glaubt Schröder.

Auf dem Münchner Podium betet der Niedersachse zwar artig Treuebekanntnisse gegenüber Parteichef Scharping herunter („Die Entscheidung über den Parteivorsitz ist gefallen“). Aber das Grinsen kann er sich nicht verkneifen, als ihm ein Gewerkschafter tags darauf zu ruft: „Mach die Schnarchnase in Bonn fertig.“

Was Schröder heute als Aufsässigkeit ausgelegt werde, sei in Wirklichkeit „vorausseilender Gehorsam“ gegenüber den Entscheidern aus der Industrie, glaubt Jürgen Trittin, der vier Jahre lang Schröders rot-grünem Landeskabinett angehörte und heute Parteisprecher der Grünen ist. „Schröder hat ein untrüglisches Gespür für Macht und Mächtige. Wo er Macht spürt, paßt er sich an.“

Zumindest im Tonfall. Bei einem Vortrag vor fast 300 Managern des Hamburger Unilever-Konzerns vergleicht Schröder seine Partei mit einem niedersächsischen Schafstall: „Wenn man sich nähert, riecht’s ein bißchen. Aber wenn man drinnen ist, ist’s schön warm.“

Sogar auf einen Standardspruch von Helmut Kohl greift er zurück: „Wir sind nicht schlechter geworden, sondern die anderen sind besser geworden“, dröhnt es aus den Lautsprechern. Und außerdem, so Schröder, „sollte man ganz unbefangen sagen, daß jedes Land Eliten braucht“.

Die Unilever-Manager sind begeistert. „Wir haben den richtigen Sozialdemokraten eingeladen“, schwärmt Konzernchef Manfred Stach.

Als niedersächsischer Ministerpräsident hat Schröder viele Unternehmer durch sein Entgegenkommen überrascht. Mercedes-Benz darf eine umstrittene Teststrecke bei Papenburg im Emsland bauen. Der norwegische Energiekonzern Statoil bekam die Genehmigung für eine neue Erdgaspipeline durch das Wattenmeer. Sogar einen großen Rüstungsauftrag Taiwans an norddeutsche Werften fand der ehemalige Jusos-Chef in Ordnung.

Längst modern ehemalige Weggenossen, Schröder sei links unten eingestiegen und rechts oben angekommen und müsse das auch noch ständig kundtun: „Keiner fragt, Schröder antwortet“, hämmen Bonner Widersacher.

Schröder will nicht nur die Köpfe seines Publikums erreichen. Er grübelt darüber, wie er seine Idee von einer SPD mit mehr Wirtschaftskompetenz bei Wählern unterbringt, die sich allenfalls abends durch die Spätnachrichten zappen. „Bei denen muß sich das diffuse Gefühl einstellen, daß wir etwas für ihre Jobs tun“, sagt er. „Wenn wir das hinkriegen, dann gewinnen wir.“

Schröder bewundert Helmut Kohl, besonders seinen Instinkt für „das, was die Leute wollen und was man ihnen ge-

rade noch zumuten kann“. Sein eigenes Konzept für das aufpolierte Wirtschaftsimage seiner Partei steht schon: Die SPD brauche „wenigstens ein Massenthema“, doziert Schröder, „das ist das Auto“.

In keiner Rede, kaum einem Interview versäumt Schröder, sich als „Automann“ zu outen. „Wenn es der Automobilindustrie schlechtgeht, dann geht es Niedersachsen nicht gut“, ruft er bei einer Betriebsversammlung von Volkswagen. „Autobile sind die Kohle Niedersachsens!“

Das richtet sich auch an die eigene Partei: Sobald Kumpel-Proteste drohen, mault er, „knallen im Präsidium ja auch alle mit den Hacken“.

Demnächst will Schröder gar gemeinsam mit seinen konservativen Amtskollegen aus Bayern und Baden-Württemberg, Edmund Stoiber und Erwin Teufel, für seine Lieblingsbranche Druck machen. Große Unterschiede zwischen linker und rechter Wirtschaftspolitik vermag er ohnehin nicht zu erkennen.

Als Bonner Wirtschaftsminister würde Schröder möglichst schnell eine Abwrackprämie für alte Dreckschleudern einführen. Damit stiege zwar der Absatz von Neuwagen, doch das Instrument wäre ökologisch wenig wirkungsvoll und enorm teuer – alle jene bekämen Geld vom Staat, die ihre Autos ohnehin schon bald verschrottet hätten.

Solche Einwände kümmern Schröder wenig. Sollen die ordoliberalen Besserwisser, die Ökonomen und Leitartikler, doch an ihm herumkritteln. Er kennt die Vorwürfe: Ein Populist sei er, der hemmungslos staatliche Beihilfen für kränkelnde Betriebe gewährt. Er glaubt: „Die Leute lernen dabei: Der Schröder kümmert sich um die Produktion.“

Das tut er wirklich. Mindestens einmal pro Woche besucht er Betriebe in Niedersachsen, bereist mit Wirtschaftsvertretern Exportländer wie Korea und Südafrika, tourt zu Vorträgen vor Unternehmen und Managern quer durch die Republik. Viele aus der Industrie sind neugierig auf den Ministerpräsidenten mit der großen Klappe. Seine Zänkeereien mit Scharping erhöhen den Marktwert.

Regelmäßig lädt sich Schröder selbst zu Bossen ein, die er „einfach kennenlernen will“. Auf Hans Imhoff, den Aufsichtsratsvorsitzenden des Kölner Scho-



FOTOS: W. SCHMIDT/NOVUM

und VW-Chef Piëch, Schröder und Kohl: „Mit dem kann man reden“

koladen-Herstellers Stollwerck, war er durch Zeitungslektüre neugierig geworden – am Montag dieser Woche schaut er mal vorbei.

Bei den Vorstandsvorsitzenden von BMW und Nestlé, Bernd Pischetsrieder und Helmut Maucher, war er kürzlich. Auch der ehemalige CDU-Ministerpräsident und heutige Jenoptik-Chef Lothar Späth bekommt demnächst Besuch.

Erfolgreiche Gespräche sind für Schröder „Deals“. Gelingen sie, tauscht Schröder Lobbyarbeit gegen Jobs in Niedersachsen. Dem Vorstandschef von Volkswagen, Ferdinand Piëch, rang er kürzlich die Zusage ab, 500 Lehrlinge mehr als geplant einzustellen. Das Gegenangebot des SPD-Mannes: Bei den Bonner Verhandlungen zum Jahressteuergesetz werde er darauf drängen, daß bestimmte Steuervergünstigungen erhalten bleiben, die für Volkswagen wichtig sind. Schröder hat seinen Part erfüllt, jetzt ist Piëch dran.

Mit den großen Energiekonzernen will der Hannoveraner auf ähnliche Weise ins Geschäft kommen. Bei deren Investitionen in den zukunftsträchtigen Telekommunikationsmarkt sollen möglichst viele Stellen in Niedersachsen abfallen. Dafür verteidige er schließlich auch die umstrittenen regionalen Monopole der Stromriesen, die den Konzernen fette Gewinne bringen.

Solche „Deals“ will Schröder auch von Bonn aus machen, falls er dort das Wirtschaftsressort übernimmt. Türöffner will er sein und deutschen Firmen zu besseren Auslandsgeschäften verhelfen, so wie französische und asiatische Politiker es schon lange tun.

„So einer fehlt in Bonn“, glaubt er. Doch ob Schröder diese Lücke jemals füllen wird, entscheiden zuerst die Parteigenossen. Daran könnte alles scheitern, schließlich geht er selbst zu ihnen auf Distanz.

Bewußt hat Schröder auf den Posten als Parteivize verzichtet, bei den Sitzungen des SPD-Präsidiums fehlt er häufig, zu Bonner Abgeordneten hat er wenig Kontakt. Mit seinen Wirtschaftsthesen profiliert er sich weniger in der Partei als gegen die Partei – ähnlich wie einst Oskar Lafontaine mit seinen Attacken gegen den damaligen Kanzler Helmut Schmidt.

Schröders Programm heißt Schröder, die SPD ist Anhängsel, das Wirtschaftsthema das Vehikel. Die meisten Genossen wissen das.

Er selbst will sogar mit Helmut Schmidt, der einst nach dem gleichen Prinzip verfuhr, nicht mehr verglichen werden: Gemeinsamkeiten gebe es, doch als Imitat oder Kopie mag er nicht gehandelt werden. „Die Zeiten sind vorbei“, sagt er genervt. „Inzwischen bin ich selbst das Original.“ □